

Thomas Bach
- Präsident -

**Rede
anlässlich
des Festaktes 100 Jahre Deutscher Fechter-Bund
Frankfurter Römer, 17. Dezember 2011
- Endfassung -**

Haben Sie sich heute Morgen schon körperlich betätigt? Entschuldigen Sie die indiskrete Frage. Aber man kann ja seinen Tag auch so beginnen wie in dem folgenden Beispiel:

„Morgens gefochten, dann zu Frau von Stein und zu Herzogin Anna Amalia zu Tisch.“

So ist es in Johann Wolfgang von Goethes Tagebuch vom 6. Februar 1777 zu lesen.

Nun will ich hier nicht auf die komplizierten zwischenmenschlichen Beziehungen eingehen, die unser großer Dichter pflegte. Als einer, dessen Tagesablauf selbst jahrelang vom Florett geprägt war, finde ich zumindest heute den ersten Teil seiner Anmerkung viel interessanter. Oder den Eintrag zwei Tage früher am 4. Februar. Da lesen wir: „Ruhige Nacht. Heitrer Morgen. Gelesen, gefochten, geschossen. Reiner Tag.“

Goethe war kein Stubenhocker und vielseitig interessiert, das wissen wir. Aber – lassen wir das Schießen heute mal beiseite – welche andere Sportart neben dem Fechten kann schon von sich behaupten, den Dichturfürsten zum wohlwollenden Kronzeugen zu haben?

Es passt zu diesem Tage, an dem wir uns aus gutem Grunde in Frankfurt am Main versammelt haben.

Hier gründete sich am 17. Dezember 1911, also vor genau 100 Jahren, der Deutsche Fechter-Bund. Ich gratuliere dem Verband, seinem Präsidium, den Gründungsvereinen, die hier und heute geehrt werden, und den rund 25.000 Mitgliedern im Namen des gesamten deutschen Sports herzlich zu diesem Jubiläum.

Es ist ein großartiger Anlass, um zurückzublicken auf eine wechselvolle Geschichte und um Erfolge zu feiern. Aber es ist auch Anlass, um diesen Sport genauer zu betrachten, der eben mehr ist als eine reine Leibesübung. Und dessen Wurzeln viel älter sind als diese 100 Jahre. Sie reichen auch weit über Goethes morgendliche Freizeitbeschäftigung hinaus.

Im Grunde ist die Historie des Fechtens ein Stück jahrtausendalter Menschheitsgeschichte. Keine Sorge, ich werde hier kein Oberseminar der Frühgeschichte oder des Mittelalters abhalten. Aber wer wollte, der könnte auf der Suche nach ersten Fechtspuren bei den keulenschwingenden Steinzeitmenschen beginnen, beim schlichten Kampf ums Überleben. Oder bei den völkerwandernden Germanen, deren gewalttätiger Waffengebrauch zumindest dem Namen nach Grundlage des europäischen Fechtens war. Sie nannten den Kampf mit dem Schwert „schirmen“, was sich im französischen „escrime“ ebenso erhalten hat wie im italienischen „scherma“ oder im spanischen „esgrima“.

Immer wieder finden sich in der Geschichte Hinweise aufs Fechten, wie wir es heute kennen.

Wer von der Kunst des Fechtens spricht, aus der sich schließlich der ungefährliche Sport entwickelte, begibt sich schon weit ins 15. und 16. Jahrhundert. In die Zeit, da das ritterliche Schwertschwingen von den ersten Feuerwaffen besiegt worden war. Doch indem die Ritter ihre unbrauchbar gewordenen schweren Rüstungen ablegten, verfeinerte sich zugleich das Fechten.

Dies ist eine Art Wendepunkt zum zunehmend sportlicher werdenden Zweikampf mit der blanken Klinge. Das neugebildete Bürgertum erhielt das Waffenrecht zwar auch zum Zwecke der Selbstverteidigung. Doch zum Üben entstanden nach dem Vorbild der Zünfte die ersten Fechtgesellschaften. Wenn man so will, haben wir hier sogar die ersten Sportvereine.

Berühmt waren die Federfechter oder die Luxfechter. Die älteste Fechtgesellschaft aber war die Brüderschaft von Sankt Markus vom Löwenberg oder kurz Marxbrüder genannt, die ihren Hauptsitz von Nürnberg nach Frankfurt verlegten. Sie lieferten sich untereinander muntere, oft auch erbitterte Auseinandersetzungen. Was mich lebhaft an unsere Mannschaftskämpfe zwischen den Fechtclubs aus Tauberbischofsheim, Bonn oder Heidenheim erinnert.

Diesen Fechtgesellschaften hat ein anderer berühmter deutscher Dichter, Meistersinger Hans Sachs, übrigens selbst ein begeisterter Fechter, ein Gedicht gewidmet. Er spricht darin auch über den Wandel des Fechtens und beantwortet die Frage, zu was es denn noch nütze, da das Kämpfen nicht mehr Brauch sei, so:

„Deiner Frag bin ich überdrütz,

lass Fechten gleich nur ein Kurzweil sein,

ist doch die Kunst löblich und fein.“

Fechten als Kunst. Das ist ein hoher Anspruch, der auch heute noch gern gepflegt wird, da dieser Sport doch einer neben vielen ist. Dabei ist das Fechten trotz der dichterischen Überhöhung Teil unseres alltäglichen Lebens geworden.

Wir alle fechten irgendwie, zumindest im allgemeinen Sprachgebrauch: Wir liefern uns Wortgefechte, wir parieren, fintieren, versetzen Seitenhiebe, wir kreuzen die Klingen, schlagen etwas ab, hauen auch schon mal übers Ohr oder stoßen vor den Kopf, links und rechts wie ein Federfechter. Und gerne führen wir das feine Florett, während der ungehobelte Gegenüber bestimmt den schweren Säbel bevorzugt.

Immerhin kommen wir bei diesem Fechten mit Worten zumeist ohne Handgreiflichkeiten aus. Die Geschichte des Zweikampfes mit der Klinge ist, zugegeben, anders verlaufen.

Bevor sich die Fechter selbst ihre Regeln gaben und angemessen schützten, ist viel Blut geflossen. Das galt auch noch für die Schaukämpfe der rivalisierenden Fechtbrüderschaften, mehr noch für das makabre Kapitel adliger Duelle oder auch für das masochistische Unwesen scharf schlagender Studentenverbindungen. Das hat mit dem Sport Fechten nichts zu tun, führte gar Mitte des 19. Jahrhunderts zum Verbot des Fechtens, und wird doch immer mal wieder mit dem Sportfechten in Verbindung gebracht.

Aber Gegner gibt es auch von anderer Seite. Denn wer das, was er treibt, zur Kunst erklärt, gerät schnell in den Ruf, sich was Besseres zu dünken. Damit haben auch wir moderne Fechter als Jünger einer der sogenannten weißen Sportarten lange zu kämpfen gehabt.

Dabei hat sich das Fechten eher in feiner Zurückhaltung geübt. Zuweilen wurden fast zu peinlich genau auch angeblich ritterliche Regeln beachtet. Dazu gehörte lange die Skepsis darüber, wie sich der Sportjournalismus allmählich dem komplizierten Fechten näherte. Es stimmt wohl: Der ritterliche Geist umwehte den letzten weißen Sport sehr lange mit einem kräftigen Hauch des Elitären.

Der Eindruck entstand womöglich auch, weil marktschreierische Hinweise auf die eigenen Leistungen verpönt waren. Selbst Erfolge wie der überraschende Olympiasieg von Heidi Schmid in Rom, auch noch die beiden Welttitel des Florettfechters Fritz Wessel hatten für sich selbst zu sprechen. Das gehörte zum guten Ton.

Aber da haben die Fechter gelernt. Spätestens, seit eine kleine Medailenschmiede an der Tauber Anfang der 1970er Jahre begann, Erfolg über Erfolg zu produzieren. Da gewöhnten sich die deutschen Sportfreunde daran, dass die Begriffe „Fechten“ und „Olympiamedaille“ wie selbstverständlich zusammengehörten. Umgekehrt taten die Fechter nicht nur Gutes, sondern sprachen nun auch darüber.

Daher ist so mancher Name fast jedem Sportinteressierten von heute doch ein Begriff: Cornelia Hanisch, Harald Hein, Alexander Pusch, Matthias Behr, Anja Fichtel, Arnd Schmitt, Peter Joppich, Benjamin Kleibrink oder Britta Heidemann und Nicolas Limbach, um nur einige zu nennen. Fast alle unter ihnen haben sich vor allem den größten Traum eines jeden Sportlers erfüllt, eine Goldmedaille bei Olympischen Spielen zu gewinnen. Der erste Olympiasieg einer deutschen Florettmannschaft in Montreal 1976 war auch der wichtigste Erfolg meiner sportlichen Karriere. Gerade kürzlich haben wir zusammen angemessen unser 35-jähriges Jubiläum gefeiert und mussten dabei auf unseren Freund und großen Kämpfer Harald Hein verzichten, der viel zu früh von uns gegangen ist.

Doch ich greife vor. Machen wir – das ist übrigens eine typische Fechteraktion – nach einem Sprung vorwärts noch einmal schnell zwei Schritte zurück.

Denn auch die frühe Geschichte des deutschen Fechtens im 17. Jahrhundert kennt ihre Stars. Ihr größter war wohl Wilhelm Kreussler. Er schuf die deutsche Stoßfechtschule, indem er das Beste aus der dynamischen italienischen und der verspielten französischen Schule zusammenfasste und kurzerhand vereinfachte.

Wenn Ihnen das irgendwie bekannt vorkommt und an einen umtriebigen Erfolgstrainer aus Tauberbischofsheim erinnert, dann geht es Ihnen ähnlich wie mir. Wobei Kreussler wohl ähnliche Erfahrungen machen musste wie Emil Beck, dem auch ich meine fechterischen Erfolge in erster Linie zu verdanken habe. Auch Becks Kritikern kam die Tauberbischofsheimer Fechtschule, in der wir uns aus einem Heizungskeller in die hellen geräumigen Hallen des Fechtzentrums emporgefochten haben, lange Zeit derb und primitiv vor. „Sie trugen die Nase so hoch, dass es reinregnete“, hat Emil immer gesagt. Ich erinnere mich noch gut an die Aussage des damaligen DFB-Pressewarts, so hieß das Amt damals bezeichnenderweise, der uns nach den ersten Erfolgen als „Unterwasserfechter“ abqualifizierte und sich dabei der Zustimmung seines Präsidiums durchaus sicher sein konnte. Das änderte sich erst nach und nach unter dem Eindruck des stetigen Erfolgs. Es wurde sichtbar, dass Emil Beck das Fechttraining, die Technik, den gesamten Fechtsport revolutioniert und aus seiner elitären Isolierung gelöst hat. Das Fechten wurde zur Athletik und es wurde allen sozialen Schichten zugänglich. Seine Leistungen für unseren Sport kann man gar nicht hoch genug bewerten – umso tragischer war sein Ende.

Gerade erst haben wir 200 Jahre Turnbewegung in Deutschland gefeiert. Auch deren Pionier Friedrich Ludwig Jahn interessierte sich sehr fürs Fechten.

„Das Fechten ist eine wesentliche Hauptübung und zur vollständigen Turnbildung ganz unentbehrlich“, sagte er. Und: „Dazu muß es nach deutscher Art auf Hieb und Stoß, und dabei links und rechts betrieben werden.“ So hieß das beim Turnvater, wenn er die starre Mensur beschrieb, die deutsche Fechtmeister lehrten.

Der Fechtschüler Goethe übrigen bevorzugte die beweglichere Variante eines französischen Lehrers. Bei ihm sieht das Üben in seinen Erinnerungen „Dichtung und Wahrheit“ so aus: „Wir gewöhnten uns bald, vorwärts und rückwärts zu gehen, auszufallen und uns zurückzuziehen und dabei immer in die herkömmlichen Schreilaute auszubrechen.“

Das klingt schon eher nach dem Training, das ich kenne, zumal die „Schreilaute“. Auch wenn Goethe den Umgang mit der Klinge eher erlernte, um sich, wie er sagt, „gelegentlich unserer Haut zu wehren“. In Fällen nämlich, so fährt er fort, „in welchen die Gesetze schweigen und dem einzelnen nicht zu Hilfe kommen“.

Das führte vor allem unter Studenten zu blutigen Auswüchsen. Und deshalb machten polizeiliche Verordnungen den Fechtübungen in den ersten Turnvereinen zunächst wieder den Garaus.

Erst 1862 wurde in Hannover der erste deutsche Fechtclub gegründet, dem bald in Offenbach, wo die große Fechterfamilie gestern Abend beim OFC gefeiert hat, in Frankfurt und Mainz weitere Vereine folgten. Sie beschäftigten sich zuerst noch mit der Führung schwerer militärischer oder studentischer Waffen, dem schweren Säbel und dem Schläger. Bis sich der Offenbacher Jakob Erckrath-de Bary der Sache annahm.

Auf seine Initiative hin wurde der Deutsche Fechter-Bund 1911 gegründet, mit ihm als erstem Vorsitzenden. Zuvor aber war es ihm gelungen, das Fechten in Deutschland auf wahre sportliche Beine zu stellen, indem er die Neuerungen der dynamischen italienischen Schule importierte – mitsamt den viel leichteren Sportwaffen und zahlreichen italienischen Fechtmeistern. Greifbarer Erfolg, der erste überhaupt für deutsche Athleten bei internationalen Meisterschaften, war Erckrath-de Barys Sieg mit der deutschen Säbelmannschaft bei den Zwischenspielen 1906 in Athen.

Es sind im folgenden Jahrhundert noch viele weitere Erfolge geworden. Das deutsche Fechten genießt international einen herausragenden Ruf. Aber die Entwicklung dahin war nie geradlinig.

Nach den Weltkriegen war auch das deutsche Fechten lange Jahre isoliert. Und hatte doch Protagonisten, die auch international herausragten. Als Erste Helene Mayer, die blonde He aus Offenbach, die 1928 olympisches Florettgold erfocht. Sie war der erste wahre Star des Fechtens hierzulande. Mit ihrer eleganten Fechtkunst konnte sie sogar die Massen begeistern. 1929 kamen 4000 Besucher zu einer Fechtakademie in Hannover. So steht es im Buch „100 Jahre Fechten“, das heute pünktlich zum Jubiläum vorgestellt wird. Und doch wird die Halbjüdin Helene Mayer darin auch eine zwischen den Welten verlorene, ihrer Heimat beraubte Frau und Sportlerin genannt. Sie war nach den Olympischen Spielen von Los Angeles 1932 in Kalifornien geblieben und erlebte aus der Ferne die Folgen der Machtergreifung Hitlers 1933. Auf Druck der Weltöffentlichkeit wurde ihr 1936 die Teilnahme an den Spielen in Berlin ermöglicht. Dort gewann sie Silber, wurde ein Jahr später zum

dritten Mal Weltmeisterin, kehrte aber in die USA zurück, ohne dort ihr wahres Glück zu finden. 1952 zog es sie in die Heimat zurück. Dort starb Helene Mayer schon ein Jahr später.

So wie sich der Nationalsozialismus den gesamten deutschen Sport dieser Zeit gefügig machte und in seine Ideologie presste, so ließen sich auch die Fechter rasch instrumentalisieren. Einige gingen sogar bereitwillig voran und setzten die menschenverachtende Ideologie des Nationalsozialismus eifrig um. Oder, wie es der Sporthistoriker Hans Joachim Teichler genannt hat: Turnen und Sport lieferten sich „einen Wettlauf um die Gunst der neuen Machthaber“. Schon bei den Deutschen Einzelmeisterschaften 1933 waren sogenannte Nicht-Arier ausgeschlossen. Auch dies hat den Boden bereitet für Rassenwahn und schließlich Völkermord.

1934 wurde dann der Deutsche Reichsbund für Leibesübungen geschaffen. Unter Hans von Tschammer und Osten wurden aus den Sportverbänden Fachämter. Fechten wurde Fachamt 8, und zu dessen Leiter wurde Erwin Casmir ernannt, der überragende deutsche Fechter dieser Jahre.

Erwin Casmir war in dieser Zeit in Deutschland in allen drei Sportwaffen ähnlich überlegen wie Helene Mayer mit dem Damenflorett. Erwin Casmir errang nicht weniger als 23 Deutsche Einzelmeisterschaften in allen Waffen und trat 1928, freiwillig und unbesiegt, zurück. Dieses Jahr 1928 brachte ihm den größten Erfolg: In Amsterdam, beim Olympischen Turnier, erfocht er die Silbermedaille. Der Stichkampf um die ersten drei Plätze mit dem Franzosen Gaudin und dem Italiener Gaudini wird immer noch gern als der „Kampf des Jahrhunderts“ bezeichnet. Wobei insbesondere die Geste des späteren Olympiasiegers Gaudin, der eine Kampfrichterentscheidung zu seinen Ungunsten korrigierte, als leuchtendes Beispiel sportlicher Fairness weit über das Fechten hinaus im Gedächtnis geblieben ist.

Auch Casmir stand für diese Ritterlichkeit. Aber vor allem, so schrieb der Sportpublizist Ulrich Kaiser bei Casmirs Aufnahme in die „Hall of Fame“ des deutschen Sports, vor allem beweise Casmirs Karriere, der nach der Wiedergründung des Verbandes 1949 erster Präsident wurde, ich zitiere: „dass man zuerst Bewegungsabläufe, Aktionen, Schritte lernen muss, damit später aus der mechanischen Wiederholung etwas Schöpferisches entstehen kann. Fechten mag deshalb auch als intellektuelle Herausforderung gelten.“

Seine Berufung 1934 zum Fachamtsleiter galt vor allem der sportlichen Vorbereitung der Fechter auf die Olympischen Spiele 1936 in Berlin. Als überzeugter Nationalsozialist jedenfalls ist Casmir auch nach Ansicht der Sporthistoriker nicht hervorgetreten, obgleich er 1937 in die NSDAP eintrat. Doch da war er schon nicht mehr im Amt. „Nur drei Medaillen“ wie es hieß, hatten die deutschen Fechter in Berlin gewonnen, und Casmir wurde Ende 1936 entlassen. Das Fechten, sozusagen als natürlicher Wehrsport angesehen, wurde zum Sport der SS.

Was ist aus dem Fechten geworden? Wie sich die Fechter nach dem Krieg buchstäblich im Untergrund wiedertrafen und dem bis 1949 dauernden Verbot trotzten, darüber ist schon manche Anekdote erzählt worden. Aus diesen abenteuerlichen Anfängen ist eine Vorzeigesportart deutscher Olympiamannschaften geworden. Die Entwicklung dahin war von Höhen und Tiefen geprägt. So musste der DFB auch existenzbedrohende Krisen überwinden. Wie Sie, liebe Frau Dienstl und dann Präsident Gordon Rapp, das bewältigten, verblasst allerdings fast neben dem Erfolg Ihrer Bändigung eines aufmüpfigen Aktivensprechers in den 70er Jahren.

Das Wort der Fechter zählt. Dabei sind die Interessen des Sports und der Athleten auch in der jüngeren Geschichte zuweilen schlichtweg ignoriert worden. Noch heute erinnere ich mich leidvoll an die Rolle, die der Deutsche Fechterbund bei der Diskussion um den Olympia-Boykott 1980 spielte. Ohne die Athleten auch nur zu befragen, ohne mit mir als dem damaligen Sprecher aller deutschen Athleten auch nur ein Wort zu wechseln, trat mein Verband und insbesondere sein damaliger Präsident für den ebenso sinn- wie erfolglosen Boykott ein und unterwarf unseren Sport dem politischen Diktat. Sie, meine Damen und Herren, leiden noch heute darunter - denn diese eklatante Ignoranz der sportlichen Interessen hat mich erst zum sportpolitischen Engagement bewogen und motiviert mich bis heute.

Umso höher schätzen wir unser anwesendes Staatsoberhaupt, das die verantwortungsvolle Autonomie des Sports fördert und den Beitrag der Zivilgesellschaft zur Verständigung und Integration würdigt. Nicht nur, aber auch deshalb, genießen Sie, sehr geehrter Herr Bundespräsident, die ungebrochene Sympathie und das volle Vertrauen des deutschen Sports.

„Nur der ist mir der Meister, der seiner Kunst gewiss ist überall.“ Zu gern kehre ich mit diesem Wort noch einmal zu Goethe und zum Sport zurück. Fechten gilt immer

noch als der Kampf der Intellekte, als Streitgespräch ohne Worte, als Schachspiel zweier Klingen statt Figuren, immer auf der Suche nach der Perfektion und dem Moment, dem richtigen Tempo, wie wir Fechter sagen, in dem alles Schwere und Komplizierte plötzlich spielerisch leicht wirkt – das ist die wahre Herausforderung, vor die dieser Sport seine Athleten stellt. Und die seine Faszination ausmacht.

Es gibt großartige Szenen, an die wir uns gerne erinnern. An jenen Stichkampf 1960 in Rom, als der junge Hamburger Tim Gerresheim den großen Christian d’Oriola 5:0 überrumpelte und die Florett Mannschaft zum Kampf um die spätere Bronzemedaille führte. Ich selbst durfte als Mitglied einer Mannschaft miterleben, dass auch ein 1:7-Rückstand nicht zwangsläufig in die Niederlage führt. Damals 1977 bei der Weltmeisterschaft im winterlich kalten Buenos Aires besiegten wir Italien doch noch mit Treffervorsprung und bestätigten damit unseren Olympiasieg von 1976. Mit Freude und auch mit Schmunzeln haben wir danach den Kommentar des DFB-Präsidenten vernommen, mit diesem Sieg seien wir endgültig in den Olymp der Legenden entschwunden.

Dieser Aufstieg autorisiert mich zum Widerspruch gegenüber bereits von mir zitierten anderen Olympiern und auch gegenüber meinem verehrten Vorgänger Willi Daume, der übers Fechten gesagt hat: „Am wenigsten ist es in der vielleicht nobelsten aller Sportarten der alleinige Sinn, übereinander zu siegen.“ Das mit der „nobelsten aller Sportarten“ lassen wir heute einfach einmal so stehen. Aber ansonsten, nein, Fechten ist nicht Kunst um der Kunst willen. Fechten kann sportlicher Zeitvertreib von früher Jugend bis ins höchste Alter sein. Es ist gleichzeitig Leistungssport wie viele andere. Es ist auch das, was mein Fechterfreund und IOC-Kollege, Ungarns Staatspräsident Pal Schmitt kürzlich bei der Feier des 30. Jahrestages des Olympischen Kongresses in Baden-Baden sagte: Am meisten aus seiner aktiven Zeit vermisse er das Gefühl dieser völligen Erschöpfung nach einem scharfen Training. Da geht es mir ganz ähnlich. Der sportliche Ehrgeiz zu siegen, gehört dazu.

Fechten ist in seiner ganzen Fülle und seinem Reichtum ein persönlichkeitsprägender und ästhetischer, ein anstrengender, schwieriger, aber in seinen schönsten Momenten wunderbar leichter Sport.

Ich wünsche dem Deutschen Fechter-Bund, dass er unseren geliebten Sport auch in den nächsten Jahrzehnten liebevoll, verantwortungsvoll und erfolgreich pflegt, prägt und stärkt.

Ad multos annos, liebe Freunde.